

*In der Verlagsgruppe Droemer Knaur
sind bereits folgende Bücher des Autors erschienen:*
Zeit für Plan B
Mein fast perfektes Leben
Sieben verdammt lange Tage
Der Sound meines Lebens

Über den Autor:

Jonathan Tropper wurde 1970 in New York City geboren. Er studierte Literatur und Literarisches Schreiben. Er hält Schreibseminare an der Universität und ist sowohl als Autor von Romanen sowie von Drehbüchern erfolgreich. Seine Bücher wurden in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt. Zuletzt erschienen seine von der Presse gefeierten und international erfolgreichen Romane *Mein fast perfektes Leben*, *Sieben verdammt lange Tage* und *Der Sound meines Lebens*.

Mehr Informationen im Internet: www.jonathantropper.com

JONATHAN
TROPPE

KLEIN
STADT
HOLLE

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Veronika Dünninger

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»The Book of Joe« bei Delacorte Press/Bantam Dell,
A Division of Random House Inc. New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuch-Neuausgabe September 2014
Knaur Taschenbuch
Copyright © 2004 by Jonathan Tropper
Copyright © 2014 für die deutschsprachige Ausgabe
bei Knaur Taschenbuch
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Copyright © 2005 der deutschsprachigen Übersetzung
bei Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG, erschienen unter dem Titel
»Der Stadtfeind Nr. 1«
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Wilhelm Vornehm, München
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-63745-6

2 4 5 3 1

*Für meine Tochter, Emma Yetta Tropper,
deren Gelächter und Liebe
mich tagtäglich erneuern, und zum Gedenken
an die große Dame, deren Namen sie trägt,
Yetta Tropper, die nie ein Zimmer fand, das sie
nicht allein durch ihr Betreten aufhellen konnte.*

ERSTES BUCH

1

Nur wenige Monate nach dem Selbstmord meiner Mutter ging ich einmal in die Garage, um nach meinem Baseballhandschuh zu suchen, und entdeckte Cindy Posner auf den Knien, wie sie an meinem älteren Bruder Brad eine angeregte Fellatio vollführte. Er hatte sich gegen das Werkzeugregal unseres Vaters gelehnt, und die Hämmer und Schraubenschlüssel klimperten wie Weihnachtsglocken musikalisch an ihren Haken, während er sanft vor- und zurückwippte und mit einem seltsam gelangweilten Gesichtsausdruck an die Decke starrte. Seine Jeans und Boxershorts hingen ihm zusammengekrumpelt um die Knie, und seine Hand ruhte geistesabwesend auf Cindys wackelndem Kopf, während sie mit ihrer verblüffend geräuschvollen oralen Gefälligkeit beschäftigt war. Ich stand wie angewurzelt da, bis Brad meine Ankunft spürte und von der Decke nach unten und mir in die Augen sah. In seinem Blick lag kein Erschrecken, keine Verlegenheit, dass er in einer solch kompromittierenden Position ertappt worden war, sondern nur derselbe Blick müder Resignation, den er stets zu haben schien, wenn es um mich ging. *Ja, ganz richtig. Ich bekomme in der Garage einen geblasen. Und du kannst davon ausgehen, dass dir das garantiert nie passieren wird.* Cindy, die mir den Rücken zugewandt hatte, bemerkte mich ein paar Sekunden später und wurde augenblicklich hysterisch, fluchte und schrie mich an, während ich einen eiligen, wenn auch etwas verspäteten Rückzug antrat. Ich war zu dem Zeitpunkt dreizehn Jahre alt.

Es ist durchaus möglich, dass sich Cindy etwas würdevoller behauptet hätte, wenn sie gewusst hätte, dass der Vorfall Jahre

später im ersten Kapitel des autobiografischen Bestsellerromans verewigt werden würde, den ich schreiben würde, und, wie bei den meisten erfolgreichen Büchern, in der unvermeidlichen Verfilmung, die kurze Zeit später folgen würde. Zu dem Zeitpunkt war sie schon nicht mehr Cindy Posner, sondern Cindy Goffman, nachdem sie Brad in ihrem letzten Collegejahr geheiratet hatte, und ich denke, man kann zu Recht behaupten, dass diese Aufnahme in mein Buch nicht dazu beigetragen hat, unsere ohnehin bescheidene Beziehung zu verbessern. Das Buch trägt den Titel *Bush Falls*, nach der Kleinstadt in Connecticut, in der ich groß geworden bin, ein Ausdruck, den ich locker verwende, da noch nicht wirklich entschieden ist, ob ich überhaupt je groß geworden bin.

Inzwischen haben Sie sicherlich von *Bush Falls* gehört oder zweifellos den Film gesehen, mit Leonardo DiCaprio und Kirsten Dunst in den Hauptrollen, der ein ziemlicher Kassenschlager war. Oder vielleicht haben Sie von der heftigen Kontroverse gelesen, die das Buch in meiner Heimatstadt ausgelöst hat, wo man sogar so weit ging, eine Sammelklage wegen Verleumdung gegen mich anzustrengen, aus der nie etwas wurde. Jedenfalls, das Buch war vor rund zweieinhalb Jahren ein zündender Bestseller, und ich wurde für kurze Zeit eine kleinere Berühmtheit.

Jeder Schwachkopf kann unglücklich sein, wenn die Dinge nicht gut laufen, aber man muss schon ein wirklich einzigartiger Schwachkopf sein, ein echter Erneuerer auf dem Schwachkopf-Gebiet, um unglücklich zu sein, wenn die Dinge so toll laufen wie für mich. Mit vierunddreißig bin ich reich, erfolgreich, habe in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen Sex und lebe in einer Vierzimmer-Luxuswohnung auf der Upper West Side von Manhattan. Das dürften ausreichend Gründe sein, um das Gefühl zu haben, dass ich die Welt am sprich-

wörtlichen Wickel habe, und doch hat sich bei mir in letzter Zeit ein leiser Verdacht eingeschlichen, dass ich tief unter alledem doch nur ein trauriges, einsames armes Schwein bin, und das schon seit einer ganzen Weile.

Zwar gibt es heutzutage keinen Mangel an Frauen in meinem Leben, aber es scheint doch, als ob jede Beziehung, die ich in den zweieinhalb Jahren seit dem Erscheinen von *Bush Falls* hatte, fast genau acht Wochen gehalten hat, wobei sie im Wesentlichen stets demselben Fluchtmuster folgte. In der ersten Woche ziehe ich alle Register – schicke Restaurants, Konzerte, Broadway-Shows und angesagte Nightclubs – und vermeide dabei in aller Bescheidenheit jegliches hochgeistige Geplänkel über die literarische Welt zugunsten aktueller Ereignisse, Filme und Klatschgeschichten über Prominente, was natürlich die tatsächliche Währung in der New Yorker Dating-Szene ist, auch wenn es niemand zugeben will. Nicht dass es nichts zählt, ein gefeierter Autor zu sein, aber Storys über Miramax-Partys oder wie du mit Leo und Kirsten am Set herumgegangen hast, bringen dich weitaus schneller und mit einer Frau von besserem Format ins Bett. Woche zwei und drei sind im Allgemeinen die besten, die Zeit, die du gern für immer bewahren würdest, vor allem aufgrund des Endorphinhochs von frischem Sex. Irgendwann in der vierten Woche verliebe ich mich dann, ziehe für kurze Zeit die Möglichkeit in Betracht, dass das die eine sein könnte, und dann geht so ziemlich alles in Zeitlupe den Bach runter. Ich schwafle, ich schwanke, ich werde unsicher, ich drehe zu stark auf. Ich führe kleine psychologische Versuche mit mir oder der betreffenden Frau durch. Sie wissen, was ich meine. Das geht ein paar schmerzhaft unangenehme Wochen so, und dann verbringen wir beide Woche sieben in der glühenden Hoffnung, die Beziehung möge sich wie durch ein Wunder von selbst auflösen, durch höhere Gewalt

oder spontane Verbrennung – irgendetwas, nur um nicht durch das erschöpfend gefährliche Fahrwasser einer ausgewachsenen Trennung hindurchsteuern zu müssen. Die letzte Woche wird damit verbracht, »sich etwas Auszeit zu nehmen«, was mit einem letzten, oberflächlichen Anruf endet, der diese Abmachung für endgültig erklärt und die noch offenen logistischen Punkte regelt. Ich bringe die Tasche und den Donna-Karan-Pullover, die du in meiner Wohnung gelassen hast, bei deinem Portier vorbei, du kannst die Bücher behalten, die ich dir geliehen habe, vielen Dank für die Erinnerungen, nichts für ungut, lass uns Freunde bleiben et cetera, bis zum Erbrechen.

Ich weiß, dass es von schlechtem Charakter zeugt, andere Menschen für die eigenen Probleme verantwortlich zu machen, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass das alles Carlys Schuld ist. Carly Diamond war meine Freundin auf der Highschool, die erste – und bis jetzt einzige – Frau, die ich je geliebt habe. Wir waren unser ganzes letztes Highschooljahr zusammen und liebten uns mit der glühenden, zeitlosen Überzeugung von Teenagern. Es war dasselbe Jahr, in dem sich all die schrecklichen Ereignisse zutrugen, die in meinem Roman geschildert werden, und meine Beziehung zu ihr war der einzige Lichtblick in meinem immer trostloser ausufernden Universum.

Wenn man es ganz genau nehmen will, haben wir eigentlich nie wirklich Schluss gemacht. Wir haben die Highschool abgeschlossen und sind jeder auf ein anderes College gegangen, Carly oben in Harvard und ich unten in New York. Wir haben dieses Fernbeziehungsding versucht, aber meine hartnäckige Weigerung, für unsere gemeinsamen Ferien nach Falls zurückzukehren, machte es nicht leicht, und im Laufe der Zeit haben wir uns einfach auseinanderentwickelt, ohne unsere Beziehung je offiziell zu lösen. Nach dem College kam Carly nach

New York, um Journalismus zu studieren, und wir fingen eine dieser langen, komplizierten Postgraduierten-Freundschaften an, in denen man gerade genug Sex hat, um sich gegenseitig höllisch zu verunsichern, und letztendlich, nach einer Kette von Komplikationen durch schlechtes Timing und dritte Parteien, hatten wir das Leben aus dem gevögelt, was einmal das Reinste war, was man je kannte.

Damals liebten wir uns immer noch, so viel stand fest, aber während Carly bereit schien, unsere Beziehung noch einmal neu aufzubauen, fand ich immer wieder andere Gründe, mich nicht festzulegen. Sosehr ich sie auch liebte – und das tat ich wirklich –, verglich ich doch ständig das Timbre unserer Beziehung mit der wilden Schönheit, dem Gefühl von Entdeckung, das jeden unserer Augenblicke begleitet hatte, als wir siebzehn waren. Bis ich das kolossale Ausmaß meines Fehlers endlich begriff, war es zu spät, und Carly war gegangen. Sie einmal zu verlieren war traurig, aber verständlich. Mein gedankenloses Vertun der zweiten Chance, die die Schicksalsgöttinnen mir gewährten, erforderte eine solch kräftige Mischung aus Arroganz und Dummheit, dass sie überirdisch gewesen sein muss, denn ich bin mir ziemlich sicher, dass ich nicht immer ein solch absolutes Arschloch gewesen bin.

Ich habe mir die Spielchen nie verziehen, die ich während ihrer Jahre in New York mit ihr getrieben habe – sie zu umwerben, wenn ich spürte, dass sie mir entglitt, und mich in dem Augenblick zurückzuziehen, in dem ich mich wieder sicher fühlte. Ich benutzte ihren unerschütterlichen Glauben an uns, um mir Halt zu geben, selbst zu Zeiten, zu denen ich ihn nicht teilte, und hielt sie mit Versprechungen, sowohl mit ausgesprochenen als auch mit angedeuteten, an meiner Seite, die aber immer unerfüllt blieben. Als ich endlich zu begreifen begann, wie schlimm ich sie missbraucht hatte, hatte ich sie

bereits völlig verbraucht. Sie verließ New York angewidert und mit gebrochenem Herzen und kehrte nach Falls zurück, um eine Stelle als Chefredakteurin bei *The Minuteman* anzunehmen, dem Lokalblatt der Stadt. Jedes Mal, wenn ich denke, dass ich über sie hinweggekommen bin, wache ich plötzlich mitten in der Nacht auf und verzehre mich mit einer solchen Verzweiflung nach ihr, dass man glauben könnte, es sei erst gestern gewesen und nicht schon zehn Jahre her, seit sie gegangen ist.

Seitdem vergeht nicht ein Tag, an dem ich nicht von einem unbestimmten, aber starken Gefühl von Reue heimgesucht werde; jede Frau, mit der ich ausgehe, ist nicht mehr als eine Erinnerung an das, was ich verlorengehen ließ. Und so liegt es in gewisser Weise an Carly, dass ich mitten in der Nacht allein im Bett liege, wenn das Telefon klingelt und mit seinem elektronischen Heulen die isolierte Stille meiner Wohnung wie eine Sirene durchdringt. Wenn man um zwei Uhr morgens angerufen wird, sind es im Allgemeinen keine guten Nachrichten. Mein erster Gedanke, als ich aus dem dichten, bittersüßen Nebel alkoholbedingten Schlafs allmählich auftauche, ist, dass es Natalie sein muss, meine psychotisch angehauchte Ex-Freundin, die anruft, um mich anzuschreien. Ich weiß nicht, welchen Schaden ich ihrer offensichtlich fragilen Psyche in acht Wochen überhaupt zufügen konnte, aber ihr letzter Therapeut hat sie überzeugt, dass sie noch immer schwerwiegende ungeklärte Probleme mit mir hat und dass es ihrer mentalen Wellness guttut, mich anzurufen, bei Tag oder bei Nacht, wann immer sie auf den Gedanken verfällt, mich daran zu erinnern, was für ein unsensibler Idiot ich war. Die Anrufe begannen vor etwa vier Monaten und kommen inzwischen in annähernd regelmäßigen Abständen, sowohl zu Hause als auch auf mein Handy, Dreißig-Sekunden-Folgen wüster Beschimpfungen

mit reichlichen Brocken von Vulgaritäten, die ohne jede Beteiligung von meiner Seite auskommen. Wenn ich zufällig nicht zu erreichen bin, gibt sich Nat völlig damit zufrieden, ihre bunten Tiraden auf meiner Voicemail zu hinterlassen. Sie hatte schon immer eine Schwäche für Radikaltherapie; ich nehme an, etwa auf dieselbe Weise wie ich in letzter Zeit offenbar für Frauen, die sie nötig haben.

Das Telefon klingelt immer noch. Ich weiß nicht, ob es zwei- oder zehnmal geklingelt hat; ich weiß nur, dass es nicht aufhört. Ich rolle mich auf die Seite und reibe mir kräftig das Gesicht, um den Schlaf aus meinem Kopf zu locken. Die Haut auf meinen Wangen fühlt sich an wie Kitt, lose und fleischig, als hätten mich die Ausschweifungen des vorausgegangenen Abends dramatisch altern lassen. Ich bin mit Owen ausgegangen, und wir haben uns wie üblich völlig volllaufen lassen. Owen Hobbs, Agent extraordinaire, ist mein Verbindungsmann nicht nur zum literarischen Establishment, sondern auch zu allen nur erdenklichen Formen von Exzess und Chaos. Ich trinke nie, es sei denn, ich bin mit ihm zusammen, und dann trinke ich wie er, hemmungslos und mit großem Zeremoniell. Er hat mich reich gemacht, und er bekommt fünfzehn Prozent, was sich als bessere Basis für eine Freundschaft erwiesen hat, als man vielleicht vermuten würde – eine, die im Allgemeinen den höllischen Kater wert ist, der jedes Mal auf das folgt, was er als unsere »Feiern« bezeichnet. Eine Nacht mit Owen nimmt zwangsläufig den Verlauf einer Spirale nach unten, wobei ich im Nachhinein nur noch eine Handvoll der Drehungen und Wendungen ausmachen kann, während ich meinen verwundeten Körper gesund pflege, zurück in das Reich, in dem sich Bewusstsein und Nüchternheit unsanft schneiden. Und während ich noch locker in diesem gefährlich optimistischen Zustand schwebe, in dem der Rausch schon vorbei ist

und der Kater erst seine Optionen abwägt, ist mir trotzdem schon speiübel und schwindelig.

Das Telefon. Ohne meinen Kopf von der Stelle zu rühren, an der er tief eingebettet in meinem Kissen liegt, strecke ich eine Hand in die ungefähre Richtung meines Nachttisches aus, wobei ich ein paar Zeitschriften, eine offene Flasche Aleve und einen halbvollen Krug mit Wasser umstoße, das sich lautlos auf meinen ecrufarbenen Plüschteppich ergießt. Das schnurlose Telefon liegt sowieso schon auf dem Boden, und als ich es endlich ausfindig mache und zu meinem regungslosen Kopf hochzerre, sickern kalte Tröpfchen verschütteten Wassers wie Nacktschnecken in meinen Gehörgang.

»Hallo?« Es ist eine Frauenstimme. »Joe?«

»Wer ist da«, sage ich und hebe den Kopf leicht, um die Sprechmuschel in die ungefähre Nähe meines Mundes zu bewegen. Es ist nicht Nat, was bedeutet, dass ein Redebeitrag meinerseits erforderlich sein könnte.

»Hier ist Cindy.«

»Cindy«, wiederhole ich vorsichtig.

»Deine Schwägerin.«

»Oh.« Die Cindy.

»Dein Vater hatte einen Schlaganfall.« Die Frau meines Bruders platzt damit hervor wie mit einer verfrühten Pointe. In den meisten Familien würde eine solch monumentale Nachricht eine sorgfältig orchestrierte Präsentation verdienen, schonungsvoll konstruiert, um den Schock zu dämpfen und das allmähliche Akzeptieren zu erleichtern. Eine solch schlimme Nachricht würde vermutlich die persönliche Übermittlung durch den Blutsverwandten, in diesem Fall meinen älteren Bruder Brad, erfordern. Aber für Brad und meinen Vater gehöre ich nur in einem strengen juristischen Sinn zur Familie. Bei den seltenen Anlässen, zu denen sie meine Existenz zur

Kenntnis nehmen, tun sie es aufgrund eines unbestimmten Gefühls staatsbürgerlicher Verantwortung, wie Steuern zahlen oder als Geschworener bei Gericht sitzen.

»Wo ist Brad?«, sage ich mit einer Stimme, die nicht viel mehr als ein Flüstern ist, wie es Leute, die allein leben, nachts unnötigerweise tun.

»Er ist drüben im Krankenhaus«, sagt Cindy. Sie hat mich noch nie gemocht, aber das ist nicht ausschließlich ihre Schuld. Ich habe ihr eigentlich nie einen Grund dazu gegeben.

»Was ist passiert?«

»Dein Dad liegt im Koma«, sagt sie nüchtern, als hätte ich sie nach der Uhrzeit gefragt. »Es ist ziemlich ernst. Sie wissen nicht, ob er durchkommt.«

»Jetzt red's nicht schön«, brumme ich und setze mich im Bett auf, so dass an vereinzelt Stellen Gewalt zwischen den Billionen von Neuronen ausbricht, die wie Fußballfans in meiner linken Schläfe zusammenströmen.

Eine Pause tritt ein. »Was?«, sagt Cindy. Ich rufe mir in Erinnerung, dass der mir eigene ironische Stil bei ihr im Allgemeinen nicht ankommt. Ich mache eine rasche emotionale Bestandsaufnahme und suche nach irgendeiner Reaktion auf die Nachricht, dass mein Vater möglicherweise im Sterben liegt: Trauer, Schock, Wut, Leugnen. Irgendetwas.

»Nichts«, sage ich.

Noch eine betretene Pause. »Na ja, Brad hat gesagt, du sollst nicht heute Abend noch kommen, sondern ihn morgen im Krankenhaus treffen.«

»Morgen«, wiederhole ich dumpf und werfe noch einmal einen Blick auf die Uhr. Es ist bereits morgen.

»Ja. Du kannst bei uns übernachten, wenn du willst, oder im Haus deines Vaters. Sein Haus liegt genau genommen näher am Krankenhaus.«

»Okay.« Irgendwo in meinem abflauenden Rausch dringt es zu mir durch, dass meine Anwesenheit erbeten oder vielmehr erwartet wird. Wie auch immer, es ist äußerst ungewöhnlich.

»Also, was von beidem? Willst du bei uns übernachten oder im Haus deines Vaters?«

Ein etwas mitfühlenderer Mensch würde vielleicht warten, bis sich der Schock etwas gelegt hat, bevor er mit der kleinteiligen Logistik der ganzen Geschichte vorprescht, aber Cindy hat nicht viel an Mitgefühl übrig, wenn es um mich geht.

»Egal«, sage ich. »Was euch besser passt.«

»Na ja, hier ist meistens das reinste Irrenhaus, mit den Kindern und allem«, sagt sie. »Ich denke, in euerm alten Haus wirst du glücklicher sein.«

»Okay.«

»Dein Vater liegt im Mercy Hospital. Weißt du, wie du dorthin kommst?« Es ist gut möglich, dass ihre Frage ein absichtlicher Seitenhieb auf die Tatsache ist, dass ich seit fast siebzehn Jahren nicht mehr in Falls gewesen bin.

»Haben sie es versetzt?«

»Nein.«

»Dann dürfte es kein Problem sein.«

Ich kann sie schwach atmen hören, während erneut eine betretene Stille wie ein Krebsgeschwür über die Telefonleitung wuchert. Cindy, drei Jahre älter als ich, war auf der Highschool von Bush Falls das archetypische beliebte Mädchen. Mit ihrem schimmernden dunklen Haar und einem herrlichen Körper, der durch ihr Cheerleader-Training zur Vollkommenheit modelliert wurde, war sie zweifellos die am häufigsten verwendete Muse des feuchten Traums der männlichen Teenager in Bush Falls. Ich selbst habe in meinen Fantasien oft und effektiv Gebrauch von ihr gemacht, zu einem nicht geringen Teil angespornt durch das, was ich an jenem Tag in der Garage

sah. Aber jetzt ist sie siebenunddreißig und Mutter von drei Kindern, und selbst am Telefon hört man ihr die Krampfadern an der Stimme an.

»Na schön«, sagt Cindy schließlich. »Dann sehen wir dich also morgen?«

»Ja«, sage ich.

Als ob es ständig vorkommt.